

Drei Dichterhäuser

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 37

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beide begrüßten Hans Buchholz mit Hallo. Im Rauderwelsch wurden die Erlebnisse der letzten Jahre gebeichtet. Hans hatte Geld im Sack; er bezahlte; gehoben ward die Laune, ein festes Lied angestimmt.

Da flog die Glastüre auf und ein gutgekleidetes Mannli torkelte in die Schenke; es tätschelte den Hans freundschaftlich auf die Schulter und gröhlte: „Wo man singt, da laß dich fröhlich nieder“... „Böse Menschen haben keine Lieder“, ergänzte der Jüngling mit dem Kugelhut in würdevollem, pastoralem Tone.

Beschränkt von Natur und jetzt benebelt war der neue Zechkumpan. Das hatten die Gäste bald heraus

„Wir wollen noch ein wenig frische Luft schöpfen,“ schlug der Rädelsführer mit den nobeln Manieren vor. Und das Mannli lallte: „Meinetwegen, aber das Weibervolk da muß auch mit.“

„Natürlich, natürlich!“ So lautete der gütige Bescheid.

Am andern Morgen wurde der abenteuerdurstige Tropf in einer Anlage aufgelesen; er schnarchte behaglich; es war ihm kein Haar gekrümmt worden; aber der Sackkalender mit den Banknoten, dem Erlös für ein verkauftes Rindlein, war verschwunden. Noch am gleichen Tage wurde der trügerische Freundschaftsbund abgefaßt. Der Stutzer mit dem Beulenhut galt als Hauptschuldiger, Hans Buchholz, mitgefangen, überdies vorbestraft, wanderte ebenfalls hinter die Mauern der Strafanstalt Turbligen.

Nach langen Monden kam endlich die Zeit, da sich für den rückfällig Gewordenen das Tor wieder aufstat. Diesmal wagte es der Direktor nicht, den Vogel ohne weiteres

davonflattern zu lassen. In weitläufigen Zusprüchen erging er sich nicht; denn er wußte, daß man mit Worten vielleicht vor einem Fehltritt bewahren, aber nicht den, der das Bein gebrochen hat, wieder auf die Füße stellen kann. Darum liebte er eine Knappheit, die vielleicht etwas barsch tönte, jedoch aus Wohlwollen kam: „Buchholz, was habt Ihr jetzt im Sinn? ... Es ist schwerer für Euch, wieder einen rechten Platz zu finden als das erste Mal. Ihr seid für Euern Streich noch glimpflich davongekommen. Euer Spiegelgeselle bleibt ein volles Jahr länger hier ... Stoßt dann nicht wieder zu ihm ... Suchet Anschluß bei rechten Leuten...“

Nun entstand eine beklemmende Pause. Hans Buchholz hob die gesenkten Augen ein wenig und murmelte leuchtend, im Tone dumpfer, troziger Verzweiflung: „Herr Direktor, diese rechten Leute, die können nichts anderes als unsereinen verachten und verfolgen.“ Es schien, daß der Vorsteher durch diesen Einwurf in eine gewisse Berlegenheit gebracht werde. Doch gewann er rasch wieder die überlegene Sicherheit des Auftretens: „Wenn ich von rechten Leuten sage, so meine ich nicht Klatschmäuler. Ihr könnt Anschluß haben, Buchholz, wenn Ihr wollt. Ich nenne Euch einen Beistand, der Stellen vermittelt. Paßt Euch das?“

Hans zuckte mit den Achseln und schwieg.

Oder wollt Ihr in ein Zufluchts haus, etwa ins Asyl für entlassene Sträflinge in Lindenbrunnen?“

„Meinetwegen!“

„Also gut; der Agent unseres Schutzvereins ist heute in der Anstalt; Ihr könnt nach dem Essen mit ihm reisen.“

(Schluß folgt.)

Drei Dichterhäuser.

Es gibt in der Schweiz wohl nicht leicht ein Dorf, das über so viele literarische Erinnerungen verfügt wie Kilchberg. Nicht an das heutige Kilchberg denken wir, das als Vorstadt des reichen Zürich gelten kann und so und so viele Künstler- und Schriftsteller-Tuscula in seinen Gemarken sieht, sondern an das Kilchberg des vorigen Jahrhunderts mit seiner Stille und seiner vom Großstadtbrodem noch nicht gestörten Ländlichkeit. An drei schlichte Dichterhäuser denken wir, die jetzt in den anspruchsvollen Vorstadtvillen fast verschwinden und in ihrer Garten- und Obstbaumidylle gesucht werden müssen.

Weltbekannt ist das Meyer-Haus, das gewesene Heim des berühmten Dichter Koryphaen C. F. Meyer. Es liegt dicht an der Straße, beschattet von riesigen Pappeln und umgeben von einem großen Garten mit lauschigen Plätzchen. Meyer kaufte das Gut, zu dem ehemals zwei Zucharten Reben und drei Zucharten Acker gehörten, als künftiges Heim seiner in späten Mannesjahren gegründeten Familie. Hier hinein führte er seine Gattin, eine geborne Ziegler. Hier erblühte ihm ein schönes, ungetrübtes Glück, dessen leuchtender Mittelpunkt Kamilla, das einzige Töchterchen, war. In Kilchberg schrieb Meyer seine reifsten Dichtungen: „Der Heilige“, „Jürg Jenatsch“, „Die Hochzeit des Mönchs“, „Die Richterin“, „Pescara“, „Angela Borgia“. Am 28. November 1891 verschied C. F. Meyer an einem Herzschlag. Sein Grab im Kirchhof zu Kilchberg ist heute noch der Wallfahrtsort von zahlreichen Verehrern seiner Kunst. Im Dichterhause leben noch die Gattin und die Tochter; Schwester Betsi, die treue Gefährtin seiner Jugend- und Wanderjahre, ist vor wenig Jahren ihrem Bruder im Tode nachgefolgt.

Nicht weit vom Meyer-Haus liegt das Gut „Hohenrain“, an das sich ebenfalls literarische Erinnerungen knüpfen. Hier wohnte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Arzt Dr. Welti-Nägeli. Die jüngste seiner zwei Töchter, Barbara — sie lebte später als Gattin des Lehrers J. J. Urner in Stäfa —, war in hohem Maße poetisch veranlagt. Eines ihrer Gedichte hat sich dank seiner starken poetischen Stimmung und seinem weichen Rhythmus, freilich auch dank der lieblichen Melodie, die Hs. Georg Nägeli geschaffen hat, so tief in die Volksschule eingelebt, daß es heute als Volkslied im besten Sinne des Wortes gelten kann. Wer



Wohnhaus von Konrad Ferdinand Meyer in Kilchberg.

kennte nicht aus seiner Jugendzeit das fromme, schlichte Liedchen:

Goldne Abendsonne.

Goldne Abendsonne, Wie bist du so schön! Wie kann ohne Sonne Deinen Glanz ich seh'n.	Wenn ich so am Abend Staunend vor dir stand, Und an dir mich labend Gottes Huld empfand.
Schon in früher Jugend Sah ich gern nach dir, Und der Trieb zur Jugend Glühte mehr in mir.	Doch vor dir, o Sonne, Wend ich meinen Blick Mit noch höh'rer Sonne Auf mich selbst zurück.

Schuf uns ja doch beide
Eines Schöpfers Hand,
Dich im Strahlenkleide,
Mich im Staubgewand.

Es muß eine Frau von tiefem und reichem Gemüt gewesen sein, die Dichterin dieses Liedchens. Hunderttausende von Kinderseelen haben aus dieser reinen Quelle poetischer Gefühle mit vollen Zügen getrunken; das Gedichtchen kann noch Generationen überdauern und es wird noch reichen Herzensgenuß spenden, wann Tausende von umfangreichen Gedichtwerken im Zeitenmeere versunken und verzessen sind.

Aber noch bekannter ist das Liedchen, das dem Hause zum „Wiesengrund“ in Kilchberg seine Entstehung und seinen Stimmungsgehalt verdankt. In dieses Haus kam um 1835 der Volksdichter und Schullehrer Rud. Weber öfters zu Besuch; denn die Tochter des Hauses, ein Fräulein Mener, war seine Braut. An einem stillen Sonntagnachmittag mag es gewesen sein, als hier das Liedchen entstand:

Das stille Tal.

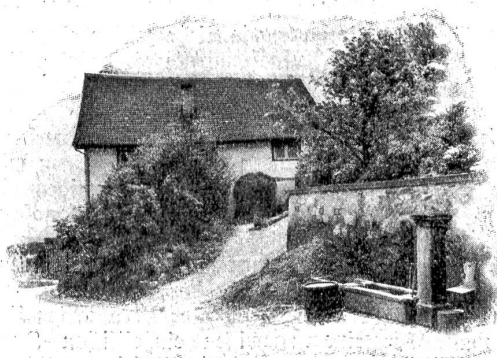
Im schönsten Wiesengrunde
Ist meiner Heimat Haus;
Da zog ich manche Stunde
Ins Tal hinaus.
Dich, mein stilles Tal,
Grüß ich tausendmal!
Da zog ich manche Stunde
Ins Tal hinaus.

Muß aus dem Tal jetzt scheiden,
Wo alles Lust und Klang;
Das ist mein herbstes Leiden,
Mein letzter Gang.
Dich, mein stilles Tal,
Grüß ich tausendmal!
Das ist mein herbstes Leiden,
Mein letzter Gang.

Sterb ich, in Tales Grunde
Will ich begraben sein;
Singt mir zur letzten Stunde
Beim Abendschein!
Dir, o stilles Tal,
Grüß zum letztenmal!
Singt mir zur letzten Stunde
Beim Abendschein.

Auch dieses Liedchen ist längst zum Volkslied geworden. Der melancholisch-wehmütige Unterton mag ihm zu seiner Popularität verholfen haben; denn das Volksgemüt liebt die Töne, aus denen ihm das eigene Sehnen und Empfinden entgegenklingt. Natürlich gehört auch dem Komponisten ein großer Anteil am Ruhme des Liedes.

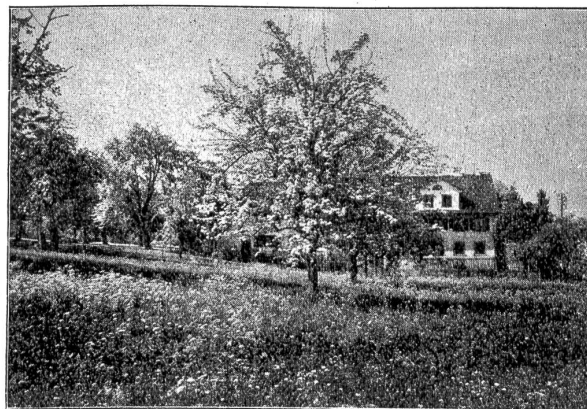
Ueber den Dichter, der ein origineller Mann gewesen sein muß, weiß G. Binder in seinem Büchlein „Der Zürich-



Haus „Hohenrain“ in Kilchberg. Geburtshaus von Barbara Wetti, der Dichterin des Volksliedes „Goldne Abendsonne“.

see“ einige interessante biographische Züge zu berichten. „Weber war eine ziemlich große Figur mit rötlichem Gesicht

und langen Rockschößen, die eine glänzende Hose pietätvoll zudeckten. In seiner Klasse herrschte ein freierer Ton als in den Stuben der alten Zuchtmeister, und doch hatte er nach



Das Haus zum „Wiesengrund“ in Kilchberg, in welchem Rud. Weber das Volkslied „Im schönsten Wiesengrunde“ dichtete.

Aussagen eines heute im Greisenalter stehenden einstigen Schülers auch seine Muden. Wenn er z. B. den Schülern die Aufsahbste wieder zurückgab, lobte und ermunterte er den Schüler, um nachher ganz decrescendo zum ärgerlichen Tadel herabzusinken. Weber besaß eine ungewöhnliche Vorliebe für einen rötlichen, flodigen Schnupftabak, den ihm die Schüler in einem Spezereilädelt holen mußten. Er führte so außerordentliche Portionen zur Nase, daß ihm ganze Häufchen zwischen die Bänke auf den Schulboden fielen. Sobald Weber den Rücken kehrte, klaubten die Buben den „Schnupf“ mit Daumen und Zeigefinger vom Boden auf und führten ihn zur Nase.“

Das vom Schnupftabak wirkt zweifellos stimmungsbrechend. Es zeigt wieder einmal, daß Poesie und Wirklichkeit in engem Raume sich stoßen und daß man gut tut, dem „Menschlichen“ in die Kunst nicht allzutief nachzugehen.

Der Rekrut.

Tagebuchblätter eines Offiziers von Cajetan Vinz.

Erster Tag.

Gott möge mir verzeihen, daß ich diesen Morgen, als die bunte Schar der jungen Menschen zur Rekrutenschule einrückte, habe lachen müssen! Aber es war ein zu wunderliches Bild: Da kamen sie mit ihren Kisten und Koffern, so recht im Zivilistenbummel, und schauten verduzt die schwarzen Wände und die vielen unfreundlichen Fenster der Kaserne an. Es ahnte ihnen allen nichts Gutes. Sie fühlten, daß mit dem heutigen Tage für sie ein ganz neues Leben begann. Und weil sie schon viel über dieses harte Leben der armen, bedauernswerten Rekruten hatten erzählen hören — am besten wissen solche Schauer geschichten immer die Untauglichen! — fürchteten sie sich vor der kommenden Zeit. Diese gemeinliche Furcht und die Vorahnung gemeinsamer Strapazen und Leiden legte gleich am ersten Tage ein Band der Vertraulichkeit und der Verwandtschaft um die jungen Burschen, die doch, aus allen Gegenden des Kantons herbeiströmend, sowohl nach Stand und Art als auch nach Temperament und Sprache einander ganz verschieden waren. So konnte es geschehen, daß Student und Bauer, Arbeiter und Kaufmann in aufgeregtem Gespräch vor dem Kasernen tor beisammenstanden und sich nicht scheuten, einander die bedrängten Herzen auszuschütten. Der schöngekleidete, sauber-rasierte Philosphiestudent gab unbedenklich seine sonst so eifrig bewahrte Würde hin und war froh, daß er mit einem krummen, zwilchigen Landarbeiter, der ein schredlich breites